

Zeitschrift: Schweizerische Gehörlosen-Zeitung
Herausgeber: Schweizerischer Verband für Taubstummen- und Gehörlosenhilfe
Band: 26 (1932)
Heft: 20

Artikel: Ein wichtiges Werkzeug
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-927074>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 04.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Auf dem 30 km langen Damm finden sich Arbeiteransiedlungen. Der Damm ist unter Wasser 200, über Wasser noch 90 m breit. Er ragt 6–7 m über den Wasserpiegel empor. Eine Bahnlinie, eine Straße und ein Fahrradweg sollen darüber führen.

Ist das nicht zu viel Geld? Soll man so viel Geld verlocken? Ja. Holland bekommt damit 224 000 Hektaren neues Land. Das sind 2240 Quadratkilometer. Das ist ein Stück Land wie etwa der Kt. St. Gallen oder der Kanton Tessin. Aber dieses Land wird nun ganz fruchtbar. 50 000 Familien mit etwa 200 000 Köpfen können auf diesem Boden Nahrung und Wohnung finden. Ein solcher Krieg ist nicht verloren.

-mm-

Ein wichtiges Werkzeug.

Wer kennt es nicht? Wer braucht es nicht? Es ist der Bleistift, den wohl jeder in der Tasche trägt. Immer ist er hilfsbereit und schnell bei der Hand — wenn man ihn nicht verliert.

Der Bleistift besteht aus einem Kern und einer Hülse. Die Hauptsache ist der Kern, Mine genannt. Sie besteht aus Graphit und Ton. Graphit ist ein Mineral, das in Bergwerken gewonnen wird. In großen Fässern kommt es von dort in die Fabrik. Da wird es gemahlen, geschlämmt und durch große Filter gepreßt. Nachher wird es mit Ton vermischt und mit Wasser vermischt. Dieser Brei wird wieder fein gemahlen, bis jedes Körnlein verschwunden ist. Dann wird dieser feuchte Brei durch vier- oder sechseckige oder runde Löcher gepreßt. In langen, dünnen Fäden kommt er aus der Maschine heraus. Sie werden auf Brettchen aufgefangen und in gleichmäßige Stäbchen geschnitten. Diese müssen in Räumen mit 40 Grad getrocknet und in Defen bei 1400 Grad gebrannt werden. Man

kann den Stiften jede beliebige Form, Dicke, Länge, Farbe und jeden Härtegrad geben. Will man farbige Stifte machen, so mischt man den Brei mit Farben. Sie dürfen nicht gebrannt werden.

Nun muß der Stift noch einen hölzernen Mantel erhalten. Am besten eignet sich das Ledernholz dazu. Es wächst in heißen Ländern in feuchtem Boden. Daher ist es weich und läßt sich gut schneiden. Für geringere Bleistiftsorten kann auch die einheimische Espe, Linde, Fichte und Weißbuche verwendet werden. Maschinen schneiden das Holz. Dann muß es gekocht werden, damit das Harz herauskommt. Eine andere Maschine schneidet eine kleine Rille in das Holzstäbchen. Die Mine wird hineingelegt und zwei Stäbchen zusammengeleimt. Dann wird geschliffen, gefärbt,

poliert und mit der Fabrikmarke gestempelt. Wenn dann die fertigen Stifte schön eingepackt sind, können sie die Reise in alle Welt antreten.

Wie man sieht, werden die Bleistifte zu Unrecht so genannt. Denn es wird kein Blei dazu verwendet. Vielleicht kommt der Name daher, daß die alten Griechen und Römer Bleischeiben benützten, um Linien zu ziehen. Der berühmte holländische Maler van Dyck machte seine Zeichnungen mit einem Stift, der aus einer Mischung von Blei und Zinn bestand. Später wurde dann in England der Graphit entdeckt, und nach vielen Versuchen konnte man endlich einen brauchbaren Bleistift herstellen. Die erste Bleistiftfabrik wurde im Jahr 1864 in Nürnberg von Faber errichtet. Lange Zeit erzeugte dieser die besten Bleistifte. Nürnberg blieb der Hauptsitz der Bleistiftfabrikation. Im Jahr 1882 zählte man dort 25 größere und kleinere Fabriken, welche 5500 Arbeiter beschäftigten und 250 Millionen Bleistifte erzeugten. In dieser Zeit wurden in Sibirien Gruben entdeckt, welche einen vortrefflichen Graphit lieferten. Außerdem ist Amerika die reichste Bezugsquelle für Graphit.

Es ist nicht so leicht, einen guten Bleistift zu fabrizieren. Man muß die Fabrikation gründlich kennen, sonst gibt es ein minderwertiges Produkt. Diese Erfahrung mußten auch die Schweizer machen. Weil alle Bleistifte aus dem Ausland stammten, versuchte man, diese Fabrikation auch in der Schweiz einzuführen. Aber viele Versuche mißlangten. Endlich gelang es nach dem Weltkriege einigen Genfern, einen Bleistift herzustellen, der ebenso gut war wie

der ausländische. Diese Bleistifte tragen die Fabrikmarke „Caran d'Alche“ (Carandafsch). Die Genferfabrik liefert Bleistifte von allen Sorten und Größen. Sie beschäftigt 100 Arbeiter und stellt täglich 200 Gros her (1 Gros = 144 Stück).

Aus der Welt der Gehörlosen

Trotz Gehörlosigkeit.

(Aus Amerika.)

Dorothy King Buchanan war taub geboren. Sie war zwei Jahre alt, als ihre Eltern es gewahr wurden. Das ist die erste große Frage für die Mütter von gehörlosen Kindern: Wie nehmen sie diese Entdeckung auf? Viele von ihnen werden schwermütig und verbittert. Warum, fragen sie, ein so unerbittliches Schicksal wie dies, trauriger als alle Trauerspiele? Es ist eine selbst angenommene Haltung, welche sich festsetzt, ohne Gedanken an Besserung. Das Kind wird geduldet und verdorben. Unzählige Schwierigkeiten bilden sich für den Lehrer, welcher dann die Last der ersten Erziehung auf sich nimmt, statt daß sie vorher von der Mutter besorgt worden wäre.

Glücklicherweise gibt es Mütter, welche angesichts des Unglücks ruhig sind. Sie haben die feste Ueberzeugung, daß es da einen Weg hinaus gibt, daß er gefunden und gegangen werden kann. Frau Buchanan gehörte zu diesen.

„Da meine Eltern nichts von der Lautsprachmethode wußten,“ sagt Dorothy, „taten sie instinktiv das Rechte, indem sie zu mir sprachen. Ich wurde immer wie eine Hörende behandelt. Weder Vater noch Mutter brauchten Gebärden. Sie sprachen immer natürlich, so daß ich unbewußt auf die Lippen acht gab. Als ich zur Schule ging und noch keinen Artikulationslehrer gehabt hatte, konnte ich einige Laute nicht sprechen. Lange Zeit sprach mir meine Mutter ins Ohr, indem sie gewisse Worte immer und immer wieder sagte. So kannte ich sie als Laute so gut wie von den Lippen. Unbewußt stieß meine Mutter auf die Anfangsgründe der Hörübungen, des Ablebens und der Sprache.“

Für die ersten 4½ Jahre war Dorothy das einzige Kind und genoß ungeteilte Aufmerksamkeit, was in diesem Falle von Vorteil war. Mit 6 Jahren besuchte sie die staatliche Schule in Westkanas. Dann zogen die Eltern nach Boston, wo Dorothy eine Privat-Taubstummen-

schule besuchte. Nach Abschluß ihrer Schulzeit fragte es sich, ob sie noch eine höhere Ausbildung erwerben sollte. In dieser Zeit zog ihre Familie nach Wisconsin. Dorothy trat in die dortige höhere Schule ein mit hörenden Schülern. Die Schülerzahl war nicht groß, und die kleinen Klassen bildeten eine günstige Bedingung für das taube Mädchen. Ihre Aussprache war sehr schlecht im Vergleich zu den Hörenden. Aber sie liebte das Lernen und machte sich hinter ihre Arbeit. Nach einem Jahr wurde sie mit ihren hörenden Kameraden promoviert.

Im folgenden Sommer zog die Familie an die Westküste. Dorothy besuchte eine Privat-Mädchenschule. Sie hatte sich sehr an ihre hörenden Kameradinnen angeschlossen. Für Rechnen und Englisch erhielt sie Privatstunden. Sonst genoß sie nicht mehr Aufmerksamkeit als ihre Mitschülerinnen und vollendete den Kurs in der gewöhnlichen Zeit.

1921 trat sie in die Universität Stanford ein. Ihre Mutter besuchte die Stunden mit ihr und machte Notizen, so daß sie bei der Arbeit die Sachen zusammen besprechen konnten. Sie machte ihr Examen im Jahr 1925 und erhielt ihr Diplom. Dann trat das Problem der Beschäftigung an sie heran. Sie versuchte es einige Zeit in einer Kunstwerkstätte. Aber ihr lebhafter Verstand suchte nach anderem. Deshalb trat sie in eine Handelsschule ein und nahm einen Schreibmaschinenkurs. Dann wurde ihr eine Probestelle an der Stanford-Universität angeboten. Sie machte sich fleißig an ihre Arbeit und konnte die Stelle behalten, die sie seit sechs Jahren erfolgreich ausfüllt.

Aus Taubstummenanstalten

Taubstummenheim Turbenthal. Im Jahre 1911 wurde neben der Taubstummenanstalt in Turbenthal das Heim geschaffen, in dem erwachsene männliche Taubstumme Aufnahme finden, beschäftigt und weiter geschult werden. Nun besteht es schon 20 Jahre. 1911 mieteten wir eine Haushälfte, kauften diese, dann das Nebenhaus, ein Hinterhaus, zwei Scheunen und einen Holzschopf. Die ersten sechs Plätze waren bald besetzt; wir erweiterten das Heim auf 12, dann auf 20 Plätze und seit 7 Jahren stehen 26 Betten drin, die immer besetzt sind. Die Heimler verfertigen Bürsten, Korbwaren